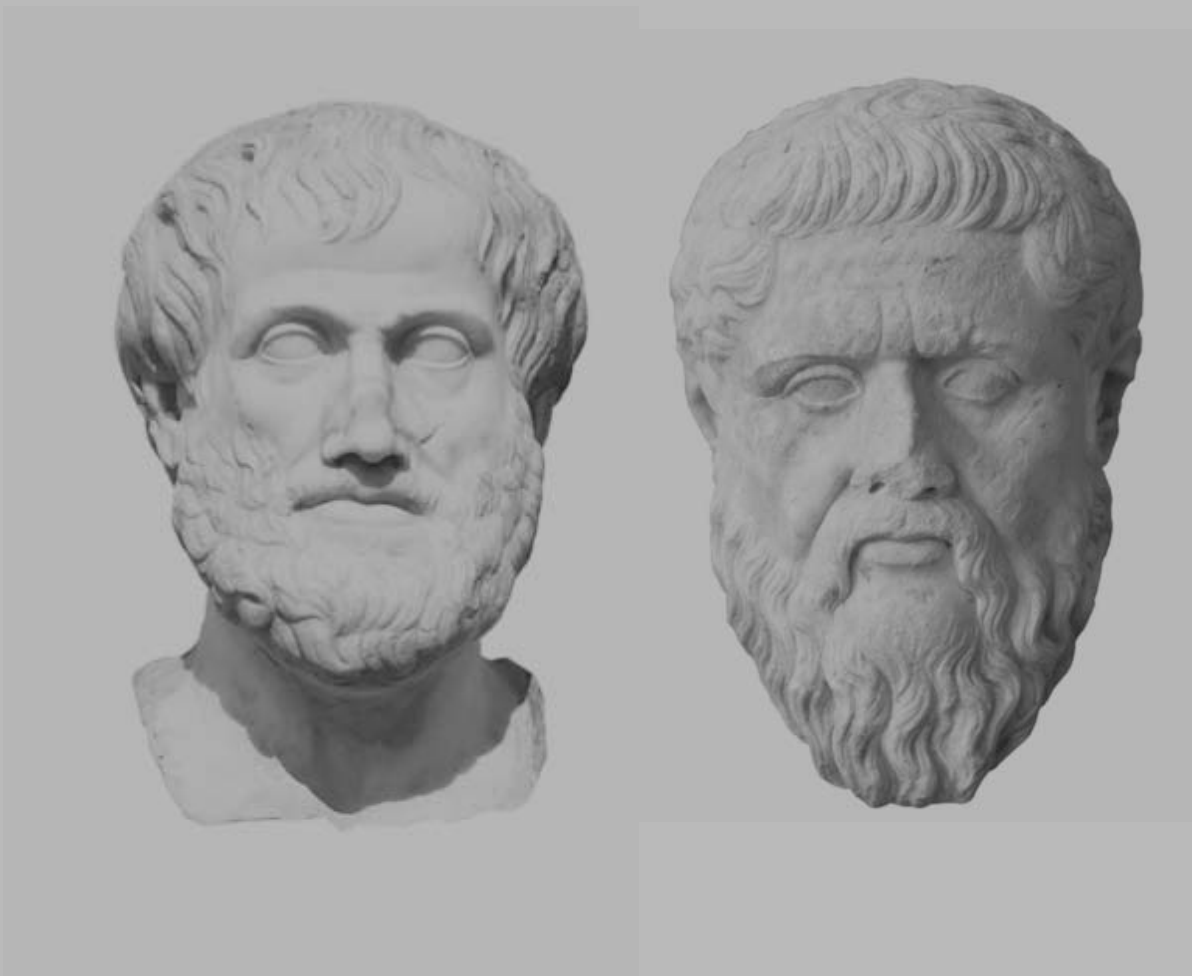


Aristoteles und Platon



Anmerkungen:

1
Platon wird anhand der Stephanus-Paginierung zitiert, Aristoteles im Folgenden nach der Bekker-Zählung. Sie finden sich in den gebräuchlichen Ausgaben der beiden Autoren.

Empathie – die kurze Geschichte eines großen Gefühls

Alexander Grau

Einfühlungstheorien, die diesen Namen tragen, gibt es seit dem 19. Jahrhundert. Theorien der Einfühlung gibt es allerdings seit der Antike. Vor allem für Aristoteles ist die Einfühlung ein wesentlicher Aspekt der Rhetorik und Poetik. Die Aufklärung entdeckt sie als anthropologische Grundlage einer Ethik. Insbesondere Diderot sieht aber, dass dieser ethische Ansatz ohne mediale Kommunikation leer bleibt – ein Gedanke, der sich noch in Susan Sontags berühmten Essays *Das Leiden anderer betrachten* wiederfindet.

Unter seinesgleichen genießt der Mensch keinen guten Ruf. Die meisten Menschen halten ihn für einen ziemlichen Gauner, einen grenzenlosen Scharlatan und für ein verkommenes und hinterhältiges Wesen. Dass die lieben Artgenossen nach dem Ende ihrer korrupten irdischen Existenz in der Hölle schmoren müssen, galt daher lange Zeit als nicht besonders überraschend. Und nur die wenigsten hätten behauptet, dass diesen elenden Kreaturen dabei ein Unrecht geschieht.

Für eine Minderheit wohlmeinender Mitmenschen ist der Mensch jedoch nicht des Menschen Wolf, zumindest nicht von Natur aus. Für diese optimistischen Menschenfreunde ist der Homo sapiens im Grunde seines Herzens ein guter Kerl, der lediglich durch widrige Umstände zu Gemeinheiten und Grausamkeiten getrieben wird. Um sich gegen den Vorwurf naiver Blauäugigkeit zu schützen, verweisen diese Philanthropen in schöner Regelmäßigkeit auf die Fähigkeit des Menschen, Mitleid zu empfinden. Nun empfinden auch Mäuse Mitleid, wie kanadische Forscher erst kürzlich herausgefunden haben, doch Mäuse sind schließlich sympathische Tierchen – und deshalb sollte uns die charakterliche Verwand-

tschaft mit den possierlichen Nagern kein allzu großes Kopfzerbrechen bereiten.

Mitleid setzt die Fähigkeit voraus, mitzufühlen. Ohne Mitgefühl wäre Mitleid kein wirkliches empfundenes Mitleid. Mitfühlen und Einfühlen sind daher ethische Begriffe. Doch das ist nur der eine Teil der Geschichte der Empathie. Der andere handelt nicht von der Empathie als Voraussetzung für unser Verstehen, sondern von der Empathie als dessen Ergebnis. Hier spielen die Medien eine entscheidende Rolle. Und es sind die Medien, die beide Aspekte der Empathie aneinander binden. Um die Geschichte jedoch in ihrer ganzen Bedeutung ausloten zu können, beginnen wir noch einmal am Anfang – und das bedeutet für uns: in der Antike.

Platon versus Aristoteles

Empathie war ein medienwissenschaftlicher Begriff, lange bevor er Grundlage der Ethik wurde. Da Medien jedoch erst „Medien“ heißen, seitdem sie elektronisch sind, hießen Medienwissenschaften früher nicht Medienwissenschaften, sondern Ästhetik, Poetik und Rhetorik. Wo jedoch Medien sind, ist der Medienkri-

tiker nicht weit, und der Erste unter ihnen hieß Platon. Platon war es auch, der die Marschrichtung für alle späteren Kollegen vorgab. Sein Argument: Medien vernebeln das Gehirn. Sie bringen Schlechtes hervor, sie wenden sich „an ebensolches in der Seele“ und verderben, so wie sie das Schlechte in der Seele aufregen und nähren, das Vernünftige (vgl. Politeia 605 a, b)¹. Bleibt die Frage: Wie entfalten die Medien ihre verhängnisvolle Wirkung? Platons Antwort: durch die Erregung von Mitleid, Zorn, Sinnenlust und Begierde. Den Medien gelingt das, weil sie wirkliches Leid, wirkliche Lust und wirkliche Begierde nachahmen. Mit anderen Worten: Medien sind deshalb so verwerflich, weil ihre Wirkung auf Mitgefühl beruht.

Auf jeden Medienkritiker kommt in der Regel ein fröhlicher Medienwissenschaftler, der einem erklärt, dass der Medienkritiker hinter dem Mond lebt, dass dieser keine Ahnung hat und dass im Gegenteil die Medien eine ausgesprochen segensreiche Wirkung hätten. Das ist heute so, das war vor 2.500 Jahren nicht anders. Der damalige Medienwissenschaftler hieß Aristoteles und hatte bei Platon studiert. Wie jeder aufsässige Schüler übernahm er den Grundgedanken seines Lehrers, wendete ihn

Der barmherzige Samariter
von François-Léon Sicard,
Paris



2
Pascal, B.:
*Über die Religion und über
einige andere Gegenstände
(Pensées).* Heidelberg 1954

jedoch in sein Gegenteil. Die Wirkung von Medien beruhe tatsächlich auf Mitfühlen, allerdings würde die dadurch verursachte Auslösung emotionaler Affekte eine Läuterung herbeiführen: die Katharsis. So bewirke die Tragödie, wie es an prominenter Stelle heißt, „im Durchgang durch Jammer und Schauder schließlich eine Reinigung von derartigen Leidenschaften“ (Poetik 1449 b).

Medien sind jedoch nicht nur da, um Affekte zu erregen. Medien wollen mitunter auch Stimmungen erzeugen und Meinungen. Da Aristoteles noch kein Fernsehen kannte, hatte er dabei vor allem Redner in der Volksversammlung oder vor Gericht im Sinn. Mitleid zu erzeugen, gehörte damals wie heute zu den beliebtesten Strategien der Meinungsmanipulation. Mitleid ist für Aristoteles ein Teilaspekt des Mitgefühls, denn man empfindet Mitleid, „wenn man sich so verhält, dass man sich daran erinnert, dass einem selbst oder einem der Seinigen Derartiges widerfahren ist, oder so, dass man erwartet, dass es einem selbst oder einem der Seinigen geschehen wird“ (Rhetorik 1386 a).

Allerdings – und damit kommt Aristoteles auf einen für die Medientheorie zentralen Punkt zu sprechen – ist unsere Fähigkeit, mitzufühlen oder mitzuleiden nicht unbegrenzt: „Man bemitleidet aber diejenigen, die einem bekannt sind“, und diejenigen, „die einem ähnlich sind hinsichtlich des Alters, des Charakters, der Einstellungen, der Position oder der Abstammung“ (ebd.).

Damit hat Aristoteles ein zentrales Argument des modernen Jugendschutzes formuliert: Wirkungsmächtige Identifikation setzt Protagonisten voraus, die dem Alter der kindlichen Rezipienten entsprechen. Und er hat vorausgreifend das Gelände späterer Diskussionen abgesteckt. Sie bewegen sich immer in zwei Dimensionen einer möglichen Distanz: der sozialen oder der räumlichen. Beide Dimensionen prägen die Diskussion um das Mitfühlen in der Neuzeit entscheidend, beide sind für die medienwissenschaftliche Diskussion von größter Bedeutung.

Aristoteles' Grundjustierung der Problemlandschaft darf allerdings nicht den Blick dafür verstellen, dass Mitfühlen oder gar Mitleiden innerhalb der antiken Vorstellungswelt eine ambivalente Stellung hatte. Zum einen sah die stoische Ethik im Mitfühlen – wie in anderen Affekten auch – die Gefahr, die Autonomie des

Selbst aufzugeben. Aus diesem Grund laufen die Meditationen eines Epiktet oder Seneca darauf hinaus, sich das Mitgefühl abzugewöhnen. Zum anderen lag der Gedanke des Mitfühlens quer zu einer der Zentraltugenden antiker Ethiken, der *Clementia*: Milde ist eine Herrschaftsgeste, die mit dem Gedanken des Mitfühlens nur schwer vereinbar ist.

Das Prinzip des barmherzigen Samariters

Einen ganz neuen Grundton in die Vorstellung des Mitgefühls bringt das Christentum. Dem Mitfühlen und Mitleiden kommt in der Religion der Nächstenliebe eine zentrale Rolle zu. Allerdings wurde schon immer – und wird nach wie vor – gerne übersehen, dass Nächstenliebe und Mitgefühl im Christentum immer tätiges Mitgefühl meinen. Einfaches Mitleiden reicht nicht. Hinzu kommt ein wichtiger theologischer Aspekt: Das Mitfühlen des Menschen ist aus christlicher Sicht Teil der umfassenden Barmherzigkeit Gottes. Als ein Aspekt der göttlichen Gnade markiert es jedoch streng genommen kein Verhältnis zwischen den Menschen, sondern zunächst des Gläubigen zu Gott.

Diese christliche Perspektivenverschiebung auf das Mitfühlen erklärt zum Teil die zunächst überraschend anmutende Konjunktur dieses Begriffs in der Aufklärung. Menschlichkeit sollte nicht mehr über einen persönlichen Gott und noch weniger durch eine weltliche Institution vermittelt werden, die sich anmaßte, in dessen Namen zu sprechen, sondern direkt von Mensch zu Mensch.

Diese moralischen Überlegungen wurden durch eher theoretische ergänzt. In der Tradition des schottischen Philosophen John Locke waren die meisten Aufklärungsphilosophen sogenannte Sensualisten und damit der Überzeugung, dass jede Art von Erkenntnis ausschließlich über die Sinne vermittelt ist. Wenn dies auch für moralische Erkenntnis galt, so musste es eine Art moralischen Sinn geben. Im Jargon der damaligen Schriften hieß diese Fähigkeit „Sympathy“. Damit war keine Zuneigung gemeint, sondern die Fähigkeit, mitzufühlen – also das, was wir heute Empathie nennen. Nur die Fähigkeit zum Mitfühlen, so die Überzeugung der Aufklärer, kann Basis für eine rationale, nicht metaphysische und menschliche Ethik sein.

Zu diesen eher trockenen theoretischen Erwägungen trat eine dramatische praktische Erfahrung hinzu: Seit Menschengedenken war im Abendland zumindest in der Theorie mehr oder minder klar, was gut und was richtig ist. Das hat nicht alle Menschen bewogen, danach zu handeln, aber selbst der abgebrühteste Gauner wusste im Prinzip, dass Diebstahl nicht in Ordnung ist. Seit den großen Entdeckungsfahrten und der Eröffnung der ersten Runde der sogenannten Globalisierung dämmerte jedoch den gebildeten Beobachtern, dass die eigene Moral keine absolute Gültigkeit hat und eigentlich nur eine lokale Marotte ist.

Pascal hat es in seinen *Pensées* so formuliert: „Wir sehen nichts Gerechtes oder Ungerechtes, das nicht mit dem Klima seine Beschaffenheit ändert; drei Breitengrade mehr zum Pol stellen die ganze Rechtswissenschaft auf den Kopf, ein Längengrad entscheidet darüber, was wahr ist; nach wenigen Jahren der Gültigkeit ändern sich die grundlegenden Sätze.“²

Was nun? Wer sich nicht mit der Relativität moralischer Ansichten zufriedengeben wollte, steckte in einem Dilemma: Entweder man gab den universalen Anspruch der Vernunft auf oder den einer ebensolchen Moral – und damit auf Dauer vermutlich beides. Daran hatte niemand Interesse – und so blieb in dieser Situation eigentlich nur die Suche nach einer allen Menschen gemeinsamen anthropologischen Basis der Moral. Dieses Fundament einer kulturübergreifenden Ethik, die eben nicht, wie Pascal orakelte, am nächsten Längen- oder Breitengrad schon wieder hinfällig ist, konnte nach fester Überzeugung der meisten Aufklärungsphilosophen nur im menschlichen Mitfühlen liegen, in der Empathie.

Einer der ersten Denker, der mutig dem eher düsteren Menschenbild Hobbes widersprach, war der Earl of Shaftesbury. Für den freundlichen Aristokraten war das menschliche Handeln nicht nur durch egoistische Motive bestimmt, sondern vor allem durch Nächstenliebe und Mitgefühl, die in der Fähigkeit gründen, an den Gefühlen anderer teilzuhaben.

Die Fähigkeit, mitzufühlen, hat allerdings einen Haken: Sie nimmt mit steigender Distanz zwischen den jeweiligen Subjekten sehr schnell ab. Da sich viele Aufklärer den moralischen Sinn tatsächlich analog zu den anderen Sinnesorganen vorstellten, war das auch weiter gar nicht verwunderlich: Genauso wie es uns schwerfällt, ein weit entferntes Ereignis noch sinnlich wahr-

3
David Humes Überlegungen finden sich u. a. im zweiten Band seines *Traktat über die menschliche Natur* (*A Treatise of Human Nature*), Hamburg 1989

4
Die beiden genannten Essays Susan Sontags sind jeweils als Fischer-Taschenbuch erschienen.

»Die Funktion der Medien ist es, Mitfühlen zu ermöglichen, indem sie Raum und Zeit überwinden. Ihre Verantwortung liegt darin, immer deutlich zu machen, *dass* sie und *wie* sie das Material liefern, mit dessen Hilfe wir uns Bilder konstruieren, die in uns Empathie entstehen lassen.«

zunehmen, haben wir Schwierigkeiten, über größere Distanzen hinweg mitzufühlen. Wir leiden sozusagen an emphatischer Kurzsichtigkeit.

Verstehen schafft Mitfühlen

David Hume³ lehnt daher die Vorstellung eines Sensus communis in der Tradition Shaftesburys ab. Als konsequenter Empirist pochte Hume darauf, dass Mitfühlen keine moralische Wahrnehmung sei, sondern eine soziale Praxis. Wenn dem Mitfühlen überhaupt eine anthropologische Konstante zugrunde liegt, so Hume, dann unsere Neigung zur Kommunikation. Mitfühlen besteht für Hume in dem Verstehen des Verhaltens einer anderen Person. Schon zweieinhalb Jahrhunderte vor Entdeckung der so gern zitierten Spiegelneurone war Hume klar, dass Mitfühlen zunächst einmal eine ganz physische Sache ist und im Wesentlichen darin besteht, das beobachtete Verhalten des anderen intern zu simulieren. Die Ähnlichkeit dieses fremden Verhaltens mit unserem eigenen erlaubt es uns, in die Gefühlswelt der anderen Person einzutreten. Und schließlich ist es diese Fähigkeit, die die Basis für ein allgemeines menschliches Wohlwollen darstellt, das es uns erlaubt, auch über größere Distanzen mitzufühlen.

Etwas weniger optimistisch war in dieser Hinsicht Denis Diderot. Er machte sich hinsichtlich des Mitfühlens mit anderen Menschen in weit entfernten Ländern keine großen Illusionen. Da sich für ihn sinnliche und moralische Wahrnehmung nicht prinzipiell unterscheiden, ist Letztere an Erstere gebunden. Diderots Schlussfolgerung: „Wir würden eher einen Menschen töten, der so weit entfernt ist, dass er uns klein wie eine Schwalbe erscheint, als einem Ochsen den Hals abzuschneiden.“

Eine Lösung aus dieser moralischen unbefriedigenden Lage bieten nur die Medien. Nur sie können Raum und Zeit überwinden und ermöglichen so Mitgefühl mit weit entfernten Menschen. Aus dieser medientheoretischen Einsicht leitet Diderot eine gesamte Ästhetik ab. Ihr Kernanliegen: die identifikatorische Rezeption, also eine direkte Identifikation des Zuschauers oder Lesers, die ein Mitfühlen mit der von dem Schauspieler dargestellten Figur oder der imaginierten Romanfigur ermöglicht.

Damit vollzieht Diderot einen wesentlichen Schritt. In der Folge verlagert sich die Debat-

te über Wesen, Eigenart und Grenzen der Empathie von Fragen der Ethik zu Aspekten der Ästhetik. Oder anders ausgedrückt: Für das 19. Jahrhundert ist der Begriff des Mitfühlens vor allem eine medientheoretische Kategorie.

Allerdings zeigt die Entwicklung im 19. Jahrhundert auch, wo die Probleme im Umgang mit medientheoretischen Begriffen liegen – etwa wenn man nicht mehr zwischen Realität und Medium unterscheidet und plötzlich alles medial vermittelt und inszeniert erscheint.

Die Epoche der Einfühlungstheorien

Am Anfang der großen Epoche der Einfühlungstheorien steht die Einsicht, dass die Gegenstände der Einfühlung keine Gegenstände, sondern Ergebnisse eines Prozesses sind. Vater dieser Einsicht ist Friedrich Theodor Vischer, Hegel-Schüler und ein heute weitestgehend vergessener Verfasser einer monumentalen Ästhetik. Vischer ist es auch, der einen zweiten wichtigen medientheoretischen Gedanken formuliert: Alles kann Medium sein, wenn man es als solches auffassen möchte.

Der Akt der Einfühlung besteht für Vischer dementsprechend darin, Objekte als Symbole aufzufassen. Das ist in Ordnung, solange es sich dabei um Artefakte handelt oder man verstehen möchte, warum ästhetische oder religiöse Weltauffassungen häufig so plausibel sind. Problematisch wird der Ansatz, wenn man ihn aus dem Bereich des Ästhetischen hinaus trägt. Dieser zweifelhafte Verdienst kommt dem Psychologen und Philosophen Theodor Lipps zu.

Lipps methodisch zunächst spannender und moderner Ansatz liegt darin, den Geisteswissenschaften eine wissenschaftliche, psychologische Basis zu geben. Dabei machte er einige wichtige Entdeckungen, etwa über das Wesen optischer Täuschung. Gleichzeitig erweiterte er jedoch den Bereich der Empathie ins Grenzenlose. Für Lipps ist Empathie letztlich nichts anderes als Wahrnehmung schlechthin. Das hilft jedoch weder dem Verständnis der Wahrnehmung noch einer Analyse der Einfühlung.

Wie schon Diderot klar war, besteht die Gefahr medialer Vermittlung gerade darin, dass der Mediennutzer sich zwar an das Medium erinnert, dabei jedoch das, was das Medium darstellt, in den Hintergrund tritt. In ihrer Arbeit

Über Fotografie verteidigt Susan Sontag⁴ daher die Wirklichkeit und damit die echte Einfühlung vehement gegenüber der Simulation der Bilder: Die Fotografie habe eine „chronisch voyeuristische Beziehung zur Welt geschaffen, die die Bedeutung aller Ereignisse einebnert.“ In ihrem späteren Essay *Das Leiden anderer betrachten* rehabilitiert sie jedoch das Bild. „Lassen wir uns von den grausigen Bildern heimsuchen“, heißt jetzt die Devise. Bilder sind zwar, wie es schon Vischer auf den Punkt gebracht hatte, Konstrukte. Gerade deshalb aber sind sie in der Lage, unsere gesamte Anteilnahme zu mobilisieren. – Und umso größer ist dann die Enttäuschung, wenn sich die Konstruktion als Fälschung erweist oder als Inszenierung.

Empathie ist ein Paradox – allerdings eines, das ganz gut funktioniert. Und es funktioniert umso besser, je genauer wir wissen, dass es eine paradoxe Konstruktion ist. Empathie, die sich mit sich selbst verwechselt, ist keine Empathie, sondern Kitsch. Die Funktion der Medien ist es, Mitfühlen zu ermöglichen, indem sie Raum und Zeit überwinden. Ihre Verantwortung liegt darin, immer deutlich zu machen, dass sie und wie sie das Material liefern, mit dessen Hilfe wir uns Bilder konstruieren, die in uns Empathie entstehen lassen. Alles andere ist entweder Voyeurismus auf der einen oder intellektualistische Spielerei auf der anderen Seite. Beides hat auch seine Berechtigung. Die berühmte Medienkompetenz liegt allerdings darin, das eine von dem anderen unterscheiden zu können.

Dr. Alexander Grau forscht über die Theoriebildung in der Philosophie und arbeitet als freier Autor und Lektor.

